

Der Kolonist.

Organ zum Schutze, Beistand und Belehrung schweizerischer Auswanderer.

Jahr-Abonnement 6 Fr.
Halbjahr-Abonnement 3 „
Einkaufs-Abonnement 1.50 G.
Man kann auch jederzeit das
Abonnement eintreten.

Derjenige, der die erste Nummer nicht resubscribiert, wird für das folgende Viertel als verehrt. Abonnement betrachtet, und der „Kolonist“ demselben dann regelmäßig eingesandt.

Einschickungsgebühr 14 G. die einseitige Zeile. Bei mehrmaliger Wiederholung tritt eine Preisermäßigung ein. — Für Abonnements und Inserate wendet man sich portofrei direkt an die Redaktion.



Der Kolonist erscheint regelmäßig alle Sonntage. Zusätze und Illustrationen werden von Zeit zu Zeit als Gratisbeilagen mitgegeben.

Wahrheitsgemäße Originalebriefe und belehrende Aufsätze über Amerika, sowie an die Redaktion gesandt, finden jederzeit unentgeltliche Aufnahme.

Da der Kolonist aller Politik fern, nur den Zweck verfolgt, allen schweizerischen Auswanderern nützlich zu sein, so bittet die Redaktion um mögliche Theilnahme zu vielfältiger Berichtigung und gesammelter Abonnements. Würde derselbe denn auch ohne Preisermäßigung, so gütlich zweimal erscheinen.

Nr. 49.

Bern, Sonntag den 11. Dezember.

Dritter Jahrgang, 1883.

Die Auswanderungsfrage.

IV.

Resultate.

1) Ehe Auswanderungslustige einen festen Entschluss fassen, sollen sie sich mit sachverständigen und zugleich im Auswanderungswesen unbeschäftigten Personen berathen.

2) In Europa und in Amerika hütete man sich vor allen unerkannten Rathgebern und Agenten, weil Speculanten überall eine Masse solcher unterhalten und aussenden, denen es nur darum zu thun ist, die armen Leute um ihr Geld zu prellen.

3) Nurmehr Auswanderer affordieren am besten von der Heimath bis an den Ort ihrer Bestimmung in Einer Summe, Verköstigung, inbegriffen. Und den mindesten Prellereien ausgesetzt, am sichersten versorgt bleiben sie gegenwärtig auf dem Weg über Hamburg und Bremen.

4) Im Seehafen muss das bare Geld in transatlantische Münzen oder Wechsel umgesetzt werden; man hütete sich vor unbekannten Geldwechslern, und wende sich nur an solche Häuser, dahin man adressirt wird. Auf der Seereise wird die Baarschaft am sichersten dem Kapitän anvertraut — doch nur auf der bezeichneten Route über Hamburg und Bremen. In Brasilien wird größere Baarschaft am besten in den Staatspapieren angelegt, und für kleinere Ersparnisse sind auf mehreren der dortigen Kolonien bereits Sparkassen.

5) Von Gepäc hat der Kolonist mitzunehmen: alle seine persönliche und Hauswäusche, viele Kleider und viele Schuhe. Von Handwerkzeug ist oben schon geredet. Die Passagiere müssen ferner auf der See selbst sorgen für Bett, Löffel, Messer, Gabel, Thee, Trinkschüssel und Waschgeld; erhalten dies aber so unglaublich billig (für einige Franken), dass sie nur das kleine Hausgeräth mitzunehmen am besten thun. Nach Brasilien werden noch mit angerathen von den kleinen eisernen Dosen, in denen man kochen kann. Endlich nehme man alle möglichen Samen mit. Aber kein Küchengeräth noch Mobilien, noch Waaren, jedoch erhalte nach Brasilien.

6) Von Papieren nehme man mit: einen Auswanderungspass, einen Heimathschein und ein legalisiertes Zeugnis guter Aufführung.

7) Die Auswanderer nach Nordamerika becken sich mit Erlernung der englischen, die Auswanderer nach Brasilien mit Erlernung der portugiesischen Sprache.

8) In der neuen Heimath angekommen, überlasse man sich nie mit Landanlauf, sondern wende erst, — auch die Vermöglichen — in irgend welche Condition.

9) Obwohl die brasilianische Kolonisation erst im Keim ist, so liegen bereits der Zeugnisse genugsam vor, um sie im Vertrauen setzen zu können. Die brasilianische Verfassung, die Institutionen der brasilianischen Konsuln in Deutschland, die Zeugnisse der schweizerischen Konsule, die bekannte Richtigkeit der Hamburger Untersuchungen und Speculatoren, die Berichte bekannter, glaubwürdiger Privatpersonen als Augenzeugen, endlich Kollektiv- und Privatzeugnisse darüber, dass gewanderte bereits zu hunderten — alles spricht sich nur günstig über Brasilien. Zugleich wäre aber sehr wünschenswert, dass der Bundesrath seinen Konsuln in Brasilien zur Pflicht anlege, die Kolonien, namentlich die der Swissbürger, persönlich und alljährlich in Augenschein zu nehmen, und darüber zu rapportieren.

10) Vermöglichere Kolonisten mögen sich dort in den Kolonien Donna Francisca oder St. Cruz oder Blumenau ankaufen; die Armen aber thun am besten, zu Anfang als Pächter zu Swissbürgern zu gehen. In der Folge werden ihnen diese entweder Land verkaufen, indem ihre Güter zu groß sind, um bei höherer Kultur unvertheilt zu bleiben. Oder eine Anzahl Pächter werden, nachdem sie zu Kräften gekommen, gemeinschaftlich ein Gut ankaufen, und unter sich theilen. Manche werden Pächter bleiben — kurz, jeder wird machen wie er will, und je nachdem die Verhältnisse sich weiter gestalten.

11) Die Kolonisation auf Pacht und Vorschüsse bei Swissbürgern halte ich, wenn sie einmal geregelt und sicher sein wird, für diejenige, welche bei der geringsten Gefahr und Unannehmlichkeit die grössten Vortheile für die Kolonisten, und mit der Zeit die grösstestgünstigste Entwicklung haben könnte.

Das beste System wäre allerdings, wenn neben den Cassionen für das Emporkommen der Auswanderer auch solche Bedingungen gestellt würden, welche den Gemeinden die Aufgabe, sich ihren Nutzen zu entledigen, erleichtern würde, indem die Kolonisten drüber die ihnen gemachten Vorschüsse wieder abverdienen und zurückzahlen müssten. Aus den Rückzahlungen der Vorschüsse würde ein Capital entstehen, welches die Expedition immer mehr Auswanderern möglich machen würde, ohne die Gemeinden mehr zu belasten.

Schon mehrere schweizerische Gemeinden haben heute mit Rückzahlungsverträgen sowohl nach der Kolonie Donna Francisca, wo das System des sofortigen Landwerths gilt, als nach den Kolonien auf Halbpacht bei den Swissbürgern geschieht. In nächster Zeit werden wir wissen, ob solche Verträge gehalten werden oder nicht. Falls sie haben die Gemeinden, welche mit oft nicht unbedeutenden Opfern diese Bahn gebrochen haben, dem Vaterlande einen großen Dienst erwiesen; denn sie haben die großen Fragen entschieden, ob man auf

Rückzahlungen zahlen soll und welches Kolonisationsstadium, die Halbpacht oder der sofortige Landerwerb den Kolonisten leichter gestattet, Erbschaft zu machen, und den Vorzug gegeben werden soll.

Für Auswanderungslustige.

(Aus dem Loggenburger Boten.)

Dem uns künftighin Schreiben eines jungen Loggenburger aus Amerika entnehmen wir folgende gute Rätze an Auswanderungslustige:

„Ist der Entschluß zur Auswanderung einmal fest gefaßt, so gebe man sich auch noch die gehörige Zeit, seine Anordnungen zur Reise zweckmäßig und vollständig treffen zu können, und Rätze nicht in blindem Drange und fieberhafter Aufregung von Hause weg; sondern ordne alles und reise mit ruhiger und nüchterner Ueberlegung. Zu seinem Glück oder Unglück kommt jeder noch fröhe genug, aber gewiß schneller zum letzten, wenn er in den Tag hinein vorwärts rätzt, sowie gewiß eher zum ersten, wenn er in allem mit Vorsicht, welche Entschlossenheit nicht ausschließt, zu Werke geht. Die mehr als 300 Millionen Acres Land, die noch den sie bebauenden Händen entgegenstehen, werden nicht von heute auf morgen verkauft und besetzt. Deshalb denn so säumen? das mag in hundert Jahren noch nicht nöthig sein. Man verkaufe zuerst seine unbeweglichen Besizungen, ziehe ab seine ausstehenden Gelder ein, und dann verkaufe man erst alle seine übrige Habe, die man nicht mitzunehmen gedenkt. Ist dieß geschehen, so sende man sein Gepäc mit der ordinären Fuhr nach Havre und behalte per Kopf höchstens 30 Pfund davon zurück. Einen Monat später kann man dem Gepäc nachreisen und trifft es dann sicher in Havre an. Diesen Monat verwende man zur Nachfrage über die Abfahrtsstage von Schiffen, zur Umwechslung seiner Münzen in französisches Geld, zum allfälligen Ankauf von Wechseln und zur Besorgung seines Reisepasses. Vor dem Tage, an welchem das Gepäc in Havre ankommen soll und den der Speditor desselben schon bezeichnen wird, sollte man nicht von Hause abreisen, sonst setzt man sich der Gefahr aus, in Havre auf sein Gepäc warten zu müssen. Es ist besser, das Gepäc warte, und wenn es auch 8—14 Tage warten muß; das hat nichts zu sagen und kostet sehr wenig Tagesgeld.“

„Was soll man mitnehmen? Nichts, als möglichst viel Geld? antwortete mir einst ein amerikanischer Farmer auf diese Frage. Und er mag in vielen Beziehungen Recht haben; denn wer mit viel Geld reist, reist stets als Ankömmling. Auch ist in Amerika alles zu haben, und wenn auch manches wohl etwas theurer ist, so ist es andererseits auch nicht gesagt, daß man sich alsbald wieder alles das anschaffen muß, was man zurückgelassen hat. Oft wäre dieß sogar unnütz und schädlich, und während uns viel Gepäc manchmal an der freien Bewegung hindert, hindert uns der Besitz in sich in nichts und legt uns keine Fesseln an. — Schon mancher hat sein Mißgeschick mit seinem Gepäc mitgenommen. Wer daher nicht zum Voraus schon einer festen Niederlassung bei Geschwistern oder Verwandten Rätze ist, der nehme doch nur das Allernothwendigste mit. Der Handwerker, besonders der Schreiner und Zimmermann, nehme seine leichtern Werkzeuge mit. — Viele lassen sich noch etwa kleinere Hemden mitnehmen, während die reichsten Farmer, schon des Klimas wegen, nur baumwollene Hemden tragen. Gegen die Annahme von unverwundlicher oder scheinbar verachteter Leinwand habe ich nichts einzuwenden; man hat sie in vielen Tagen des Lebens nöthig und sie ist schon in Amerika. Von den Kleidern lasse man die baumwollenen zurück und nehme die wollenen mit. Mit solchen Schuhen und Stiefeln von gutem Leder versehe man sich auf mehrere Jahre. Bauern können auch mehrere Paare starker Pelzhandschuhe mitnehmen, die ihnen im Winter beim Holzen gute Dienste leisten werden. Vor allem aber versehe sich Jedermann mit flanelletem Leibchen und Weste, die man schon dort anziehen und, auch wenn sie im Sommer, wenn sie mehr ablegen. Flanelle ist sehr theuer in Amerika, und man thut deshalb gut, solche im Vorrath mitzunehmen. Die schnellen und häufigen Temperaturwechsel in Nordamerika erfordern schließlich das Tragen von Woll auf bloßem Leibe, und die Rücksicht auf diese Nothwendigkeit hat schon Tausenden von Einwanderern das Leben gekostet. — Zu sagen: Nehmt Eure Büchse mit,

oder laßt sie zurück! ist beides gleich unnütz. Wie könnte sich der Schweizer von ihr trennen! Wer aber nicht schon eine hat, also kein Schatz ist, und hat nicht sobald Aussicht, ein etwas bebaglicheres Farmerleben führen zu können, der schaffe sich auch keine an. Pistolen sind höchst überflüssig, und Dolche noch überflüssiger als bei uns, wenn dieß möglich wäre. — Ich habe nichts dagegen, wenn man Betten mitnehmen will, sofern man schon bestimmt weiß, wo und wie man sich niederlassen will.“ (Schluß folgt.)

Bericht des Herrn Felder, Arztes, von Ebnat, Kantons St. Gallen, aus Warren County, Staat Missouri, vom 4. September 1853.

Meinem gegebenen Versprechen gemäß will ich Euch für dießmal mit unsern hiesigen Verhältnissen bekannt machen. Um das Tableau so ziemlich wohlgetroffen und naturgetreu darzustellen, muß ich Euch allervorderst ersuchen, Amerika als das, was es wirklich ist, nämlich als ein der wilden, jägelosen Natur erst abgerungenes Land, das außerordentlich spärlich bewohnt, auch eben so spärlich kultivirt ist, vorzustellen.

Ankündend habe ich Euch zuerst in unser Palais einzuführen, das auf einem kleinen Hügelrücken, an welchem unten die Straße vorbeizieht, liegt. Dasselbe ist eine 20 Fuß lange, 15 Fuß breite und 10 Fuß hohe Blockhütte, mit zwei Fenstern versehen, von denen das eine gegen Osten, das andere gegen Westen steht. Das nun inwendig Küche, Keller, Stube, Schlafgemach, Wohnzimmer, Apotheke x. x., alles in einer und derselben Räumlichkeit sein muß, wird Euch kein Räthsel mehr sein, wenn Ihr die vorhin angegebene Größe des ganzen Baues in Betracht zieht. An der einen Wand nun ist das Kamin angebracht, nach Art der französischen, was hier allgemein Sitte ist. — Da die Gebäulichkeiten nicht eingezäunt sind und hier das Vieh alles frei herumlaufen gelassen wird, so bekommen wir immer Besuche von Kühen, Dänen, Pferden, Schweinen x., so daß es oft recht lästet und ich in Versuchung gerathe, vor die Thüre zu gehen, den Finger in's Ohr zu stecken und ächt schweizerisch zu jodeln und zu trillern. Suchet nur zu, ich will Euch helfen, und saget meinethalben: der hat's; aber glaubet deswegen ja nicht, daß ich meine Pfiffe zu theuer habe, denn wir bekommen in unserer Hütte nicht nur Besuche von Vierfüßlern, sondern es kommt nicht selten vor, daß an unserm Tische Herren und Damen sitzen, in Sammet und Seide gekleidet, und nicht selten geschlecht's, daß diese behaupten, wir wohnen recht niedrig. Solches geht nun freilich über die europäischen Begriffe; allein so viel kann ich doch sagen, daß ich mit eben so großer Ruhe, mit eben so gutem Selbstgefühl vor die Thüre hinausreite, um einen allfällig auch noch so vornehmen Besuch zu empfangen und zum Eintreten einzuladen, als Ihr, wenn Ihr die geschmackvollsten Zimmer und Salons öffnen könntet. — So ist Amerika.

Was die Bewohner uns her betrifft, so ist hier eine Vereinigung von gebildeten Deutschen, wie es vielleicht sehr selten vorkommen mag, denn wir haben in unserer Umgebung Theologen, Juristen, studirte Doktoren, Kaufleute und Banquiers — jetzt alle Farmer — die in der That einen feinen und bildenden Umgang gewahren, was auf dem Lande in Amerika als eine Rarität zu betrachten ist. — Unsere Nachbarn sind meistens Norddeutsche mit ihrer plattdeutschen Mundart. Die wirklichen Amerikaner bilden vielleicht einen Viertel der Bevölkerung.

Da wir uns in ziemlich Nähe des Missouriflusses befinden, der öfters seine Ufer überschreitet und so nebenan Sümpfe bildet, so muß die Gegend als eine ziemlich ungesunde bezeichnet werden, und besonders ist es das kalte oder Wechselfieber, welches das ganze Jahr hindurch und zuweilen in seinen verschiedensten Formen existirt, und wovon selten Jemand verschonet bleibt. Sonst haben wir ein höchst fruchtbares Klima, eine sehr üppige Vegetation. Die Hitze ist oft unerträglich; gerade diesen August wechselten die Tage von 30 bis 32 Grad Reaumur am Schatten mit seinem niedrigeren ab, was Tag für Tag empfunden zur quälenden Wärme wird. Ueberhaupt ist es diesen Sommer sehr trocken und warm, und ich kann sagen, daß wir, seitdem wir uns hier befinden — also vom 20 Mai an — noch keinen eigentlichen Regentag gesehen haben. Es gibt so alle 3—4 Wochen einmal einen circa 1—2 Stunden andauernden Gewitterregen, und

dann ist immer wieder klarer Himmel. Allein sehr starke Thane fallen beinahe jede Nacht und ersetzen den Regen. — Geplauzt wird hauptsächlich Weizen, aber eine viel größere und reichlichere Sorte, als im St. Gallischen Rheinthale und Oberlande; es ist ein wahrer Genuss, die herrlichen, mit reichen Früchten prangenden Kornfelder anzusehen. Guter Gerstet wieder Alles sehr gut; die diesjährigen Berichte von überall her sind die günstigsten. Die Preise der Lebensmittel sind denjenigen im Schweizerlande in einigen Kreisen so ziemlich gleich, z. B. Kaffee, Zucker u. s. w. hingegen Vieles ist wohlfeiler, wie Fleisch, Eier, Mehl u. s. w. Brod backt sich jedes Haus selbst. Rindvieh ist mehr als die Hälfte, Pferde sind circa ein Drittel billiger zu kaufen als bei uns. Von allem Vieh ist sehr viel vorhanden; so hat jeder Farmer seine 30 bis 50 Schweine, 5 bis 6 Kühe, ebenso viel Rinder, Ochsen, Pferde, 20 bis 40 Schafe und 80 bis 100 Hühner u. s. w. und dazu an vielen Orten weder Scheune noch Stall, indem Alles frei laufen gelassen wird. — Die Wege sind im Allgemeinen als äußerst schlecht zu bezeichnen und eine Straße, wie sie besteht vom Lothweibli durch den Schönenberg nach dem Rifen (also ein jeder rechte Abweg) gälte hier schon als eine gute; darum ist auch Alles genöthigt zu reiten, und man sieht hier selten Jemand zu Fuß; sogar die Waschfrau, wenn sie Wäsche an Ort und Stelle bringt, kommt angetritten. So es macht oft einen wildromantischen Anblick, wenn man die fein gekleideten, mit Hut und Schleier versehenen Damen in einem Galopp daherrennen sieht, der einem durch Herrn Ott geschulten Reiter Ehre machen würde. Allein das ist Gewohnheit von Jugend auf; die Knaben und Mädchen von 12 Jahren tummeln schon ganz tüchtig ihre Pferde. — Die hiesigen Wälder, welche jedenfalls noch 5—6mal so viel umfassen als die urbar gemachten Felder, bestehen aus lauter Laubholz, und von bekannten Bäumen sind es die Esche, Ulme, Eiche, welche häufig vorkommen; auch der Juderahorn und Wallnussbaum sind zahlreich vorhanden. In dichten Wäldern lebt nun noch eine Masse von Thieren, der Jagdlust zum lohnenden Vergnügen; es gibt da Girsche, Hasen, Bären, Dorschkatzen, Fischbörnchen, Truthühner, die bis 24 Pfund wiegen und oft in Herden von 50 Stück angetroffen werden, Lauben, Feldhühner, wilde Gänse und Enten, alles in Menge, so daß es wahrlich noch lange gehen wird, bis man hier an ein Jagdverbot denkt, wie einige Jäger des Toggenburgs an einem regnerischen Tage ein solches aushielten. Aber auch Willkür von Ungeziefer aller Art treiben ihr Spiel, wo jedenfalls obenan die verdammten Mücken stehen, denn wenn man den Tag über von andern Geschweife geplagt worden ist, so kommen die kleinen Teufel des Nachts und zerflehen einem die Haut. — Giftige Thiere gibt es mehrere Arten, besonders Schlangen, von denen die größte die Klapperschlange ist, welche indessen schon selten vorkommt. Kleinere giftige Schlangen aber kommen noch häufig vor, deren Biß, vorzüglich in den heißen Sommermonaten, bei 5 Minuten tödten soll. Es sind hier überhaupt alle Vipern und Eidechsen giftig, so wie mehrere Kröten und Spinnen. Alles das macht für den frisch angekommenen Europäer einen schaurig unangenehmen Eindruck, und man getraut sich kaum, einen Schritt aus dem Wege zu gehen, um sich nicht der Gefahr auszusetzen, von einem solchen giftigen Ungeziefer gestochen zu werden; jedoch gibt es sich bald und es ist mir jetzt schon so ziemlich einerlei, ob ich eine Maus tödte oder eine 6 bis 8 Fuß lange Schlange, die, wünte sie mich beißen, unfehlbar mich tödten würde, und wenn ich, was oft geschieht, mit der Linde auf dem Arm durch Gesträube und Urwald streiche, fällt mir kaum noch ein, mich vor diesen giftigen Ungeheuern in Acht zu nehmen.

Was das öffentliche gesellschaftliche Leben anbelangt, so steht es vollkommen auf Null, denn wissen, in Amerika, zumal den neuen Staaten, gibt es auf dem Lande noch keine eigentliche Wirtschaftshäuser, und es ist das Aussehen von Branntwein, was eine Lieblingsgasse des Amerikaners ist, — von Bier, welches sehr stark gebraut werden muß, damit es sich hält, und daher, bis man sich daran gewöhnt, unangenehm zu trinken ist, — und Wein, der aber immer künstliches Produkt und dazu sehr theuer ist, endlich noch herzlich schlecht schmeckt, einen halben Dollar die Flasche, stets eine Sache der Kramladenhalter, welche sich so 1 bis 2 Stunden weit von einander befinden. Dem Mangel an öffentlichen Gesellschaften wird aber dadurch in etwas gehoben, daß man sich häufig gegenseitige Besuche macht, wo dann anstatt Weines Kaffee getrunken wird.

Die ärztliche Praxis ist hier wohl eine schwierige zu nennen,

weil man oft zwei Drittheile des Tages auf dem Pferde sitzen und einen Weg von 20—30 englischen Meilen durchreiten muß, was bei den schlechten Pfaden und der zuweilen fast unerträglichen Hitze nicht gerade zu den Lustparteen gehört; allein das Beste ist, daß es sich lohnt.

Buntes aus dem Glaspalast in Newyork.

III.

Die Amazone von Ris, außer der Dannerischen Ariadne, vielleicht das genialste Werk der modernen bildenden Kunst, ist durch unzählige kleine Abgüsse und Abbildungen schon zu allgemein bekannt, als daß eine ausführliche Hervorhebung seiner Verdienste noch am Platz wäre. Ein Tiger sitzt einem Pferde am Bug und zerfleht ihm mit seinen Zähnen den Nacken, während die Hintertagen sich in den Leib festkrallen. Die Amazone auf der Gruppe des schon zur Seite wandelnden Pferdes, steht unerschrockenen Blickes der Bestie in's Auge und hebt den Speer, um mit sicherem Stöße sie abzuwerfen. Die ganze Gruppe strahlt von untröstlichem Leben. Sieht man sie von verschiedenen Seiten, so weiß man nicht, welchen Theil man am meisten bewundern soll: das edle Ross, das in furchtbarem Kampfe Schmerz, mit weit geöffneten Nüstern, Entsetzen und Todesangst in dem stieren Auge, halb schon unterliegend zur Seite neigt, halb in dem trotzig gehobenen Hufe und der strammen Nackenanspannung einen letzten Versuch zu machen scheint, sich der Bestie zu erwehren; den Tiger selbst, der mit größlicher Lagerartiger Eier sich in das Fleisch des edlen Thieres wühlt; oder endlich die herrliche Reiterin mit dem kräftig schönen Ebenmaße ihres prächtigen Gliederbaues, der Gelddenkmale und Entschlossenheit im Blick, durch die nur der Stiel an der wildigen Kragengehülle, doch keine Angst durchschimmert. Die Kunstwerk ist erhaben genug, um der Gegenstand eines förmlichen Studiums zu sein. Wir würden freudig den elephantenfüßigen Clinton, den monstrosen Greenough'schen Washington, den Jackson von Claff Mills und alle übrigen Mißgeburten der amerikanischen so-called Künstler bloß für die Beine oder den Kopf des Amazonenpferdes hängen. Wie viele Jahrhunderte werden darüber vergehen, ehe auf amerikanischem Boden ein solches Werk geschaffen wird?

Wenige Schritte von der Amazone steht die Reiterstatue Washington's vor dem Baron Marochetti. Man hat ihr aus Patriotismus den Ehrenplatz angewiesen, auf den sie aus andern Gründen keinen Anspruch hätten machen können. Neben der übrigen glühend lebendigen Gruppe von Ris, steht dieser Washington entsezt tot, steif, ledern aus. Es ist ein durchweg mittelmäßiges Kunstwerk und geht man auf einzelne Theile ein, wohl noch weniger als das. Im Profil gesehen, scheint der arme Washington hintenüber zu kippen, denn er hat entschieden die Stellung eines Sonntagsernters, dem das Pferd alle werden will. Um seinen Dreimaster zu verdecken, hat er sich genöthigt gesehen, die rechte Hand aus dem Selenke zu drücken und steht aus, wie ein Kossathe, der vor dem gestrigen Herrn Amtmann seine Nase nicht zeigen will. Sieht man von solchen Einzelheiten ab, so bleibt eben nichts übrig: ein Mann und ein Pferd. Das jener Mann Washington sein soll, erfährt man aus dem Katalog und das ist gut. Im Uebrigen ist die Masse groß genug, um dem großen Publikum imponiren zu können und das war eben auch wohl der ganze Zweck des „Kunstwerkes.“

Unmittelbar hinter dem Washington stehen wir auf einem Trupp rothhaariger Irländer, die sich um einen Gegenstand drängen, welcher sie in das höchste Entzücken zu versetzen scheint. Durchsehen wir uns hindurch, so sehen wir, daß ihre Bewunderung einem patriotischen Fische gilt, welchen ein hiesiger irischer Holzschmied ausgehauen hat. Es ist ein runder Fisch von mittlerer Größe. Zum Fuße ist ein seltsames Naturspiel gewählt, nämlich der Faden einer Weispheide, der sich in drei zierlich geschwefelte Arme theilt, welche oben wieder in einander gewachsen sind und einen einzigen Ast bilden. Die natürliche Gestalt ist gelassen, nur die Rinde abgeschält und dem Holze eine gesällige Politur gegeben. Die runde Tischplatte, welche darauf ruht, ist ein Mosakbild, aus neun verschiedenen Holzgattungen zusammengelegt, das Wappen und die nationalen Embleme Irlands darstellend. Das Fußgestell läuft in drei Beine auseinander, auf deren jedem eine 12—15 Zoll hohe aus Holz geschnitzte Figur angebracht ist. Die

alten Vorden mit der Harfe, die andere einen vom Helle durchbohrten und zu Boden gesunkenen Krieger, die dritte einen Vogenschnäbel dar, der schon sein Geschloß zu versenden im Begriff ist. Die drei Figuren stehen um die heilige Tische in ihrer Mitte, wo sie, vom Helle bedrängt, Schutz bei den Göttern suchen. — So anspruchslos das ganze Werk auch austritt, so hat es doch mehr Kunstwerth als manche der wahrhaft ständischen Bildnerien und Schnitzarbeiten, denen wir an andern Stellen des Glaspalastes begegnen. Die Figuren sind recht hübsche, kräftige Gestaltungen, und in ihrer Charakteristik trefflich auseinander gehalten. Bei der Platte ist außerdem die zu große Kleinheit und Anhäufung vermieden, welche bei Holzmosaiken so unangenehm erscheint. Das Bildwerk ist in dieser Beziehung finden wir im Kaiserlichen Departement (Nordwestseite), wo auf einer großen Marmortafel die Schlachten Napoleons durch Bilder aus verschiedenen Holzarten dargestellt sind. Der Eindruck, den diese Angelegenheiten machen, würde der der Lächerlichkeit sein, wenn diese nicht durch die Größe des Mosaiks überwogen würde, das ein, doch so zu sagen, vernünftiger Mensch drei Jahre seines Lebens an die Zusammenfügung des geschwachten Jengos verwenden konnte. Ein Bildwerk in Holzmosaik kommt uns so vor, wie wenn man ein Bildwerk aus Stein an einer Hausfront durch verschieden gebrannte Ziegelstein aufbauen wollte. Der Versuch ist bejammernswürdig; — das ist Alles, was ich darüber sagen läßt.

Verschiedenes.

Eigenschaft. Das „Tagblatt der Stadt Basel“ enthält eine Einsendung über das schweizerische Konsulat in Havre, worin dasselbe als eine gewinnbringende Einkehr dargestellt wird, indem jeder schweizerische Auswanderer dort seinen Pass müsse visiren lassen und dafür 1 1/2 Franken bezahlen, während sämtliche Auswanderer anderer Staaten ohne Visum ihrer Vertreter nach Amerika kommen. Am Schlusse der Einsendung wird vom Bundesrathe erwartet, daß er diesen Larenbezug aufhebe, ansonst die Schweizer in Havre sich um Aufhebung desselben an die französische Polizei wenden würden.

Bern. Warnung. Von ganz zuverlässiger Seite wird uns gemeldet, daß es im Tessin Auswanderungsagenten herumtreiben, welche vorgeben, die Leute von Lugano ab bis New-York über Hamburg mit vollständiger Verpflegung um Fr. 105, sage hundert und fünf Franken, zu befördern. Dieses ist eine reine Unmöglichkeit, also ist der betreffende Agent verrückt oder ein Narr, welcher sein Geld wegwirft, oder ein Betrüger, der die Leute auf irgend eine Weise zu hintergehen sucht, und ihnen vielleicht für den Rest Vorstoß oder Verleumdung oder Abweisung an einem Kanal oder an einer Eisenbahn verspricht. Auswanderer! ehe Ihr Euch in ein solches Verhältniß einlaßt, gedenkt

der 10,000 Deutschen, welche an der Panama-Eisenbahn umgekommen sind, weil der linge Amerikaner seine Koffer nicht riskiren wollte. Uebrigens traut keinem Kaufmann oder Agenten, sei es für Nord- oder Südamerika, denn kein solches Geschäftshaus läßt sich zu solchen Mitteln herunter. Es ist die Pflicht der Behörden und der Untersuchungskommissionen im Tessin, ernstlich gegen die hantirenden Agenten und ihre Ausfender einzuschreiten. Schon oft haben wir auf Umtriebe aufmerksam zu machen gesucht; unsere Stimme ist unbeachtet geblieben, und später haben die Thatsachen, aber zu spät, bewiesen, daß wir recht hatten. Wie es jetzt auch so sein?

Brasilien. Briefe aus San Paulo melden, daß die mit dem Schiffe „Kolonia“ angekommenen Leute (Glerner, Zürcher und Unterwaldner) glücklich auf der Kolonie Ibicaba (Bergueiro) angekommen sind. Während der Seereise sind, obgleich von den Expedienten sogar Milchzügen an Bord genommen wurden, dennoch mehrere kleine Kinder gestorben. Ferner wird gemeldet, daß die Leute drei Tage nach ihrer Ankunft schon an die Kaffeearbeit gegangen sind, und daß einige Wochen später unter denselben Leuten schon sechs Hochzeiten bei Sang und Klang gefeiert wurden.

Ein wichtiges Ereigniß für die Kolonie des Herrn Berret-Gentil in Supetraguby ist die Trennung von San Paulo, des 6000 Quadratkunden großen Distriktes Coritiba, welcher nun zur selbstständigen Provinz Parana erhoben worden ist, deren Hauptstadt der Seehafen Paranagoa geworden. Wie bewußt ist die Kolonie Supetraguby nur acht Stunden per Wasser von Paranagoa entfernt, man kann also erwarten, daß mit der Unterstützung der neuen Provinzialregierung diese Kolonie wie ihre übrigen Schweftern bald auch empor blühen wird.

Montevideo. Wieder ist eine Revolution in Montevideo (Republik Uruguay) ausgebrochen, welche zu einem Bürgerkrieg, dessen Ende nicht voraussehen ist, führen, und endlich wieder die Intervention Brasiliens nöthig machen dürfte.

Diese Thatsache beweist, wie sehr wir vor kurzem Recht hatten, als von Auswanderung nach diesem sonst so gesunden und schönen Lande die Rede war, wenn nicht gänzlich davon abzurathen, doch die größte Vorsicht anzurathen. Ein Land, wo es immer wie in einem Vulkan braust und tocht, taugt nicht für Auswanderung und Kolonisation, denn diese entwickeln und blühen nur unter dem Schutze einer starken und friedlichen Regierung; zugleich warnen wir gegen alles Auswandern nach Centralamerika, Costa Rica, und Peru.

Curiosum. Im „Schwäbischen Mercur“ empfiehlt ein Metzger den Auswanderern seine Würste und anbietet sich, für deren Haltbarkeit zu garantiren. Die Garantie wird viel nützen, wenn sie etwa halbwegs über dem großen Bach drüben anrühlig zu werden beginnen.

General-Agentur für Auswanderung.

Auskunft- und Beförderungsbüreau nach Nord- und Südamerika und Australien, in der Nähe des Bahnhofes in Zürich (früher in Rapperswil).



Billige Beförderung von Auswanderern mittelst ausgezeichneten Schiffen erster Klasse:

über Bremen, Hamburg, Antwerpen und Havre nach

New-York, Boston, New-Orleans, Texas, Australien, Californien und Venezuela; dann, wie bisher, nach den brasilianischen Häfen von Rio Janeiro, Santos, Desterro, San Francisco und Rio Grande (Ausfahrtschiffen nach den deutschen Kolonien); außerdem zwei Mal monatlich über Bremen nach New-York mittelst den ausgezeichneten Dampffregatten *Gauja* und *Germania*, welche wegen dem billigen Preise und der vorzüglichen Ausrüstung die vortheilhafteste Reiselegenheit bieten. Wenn können bei demselben Originalbillet der Subjoss-Eisenbahn (Agentur von Rapperswil und Lüscher in New-York, welche durch den vorliegenden Consul dem hohen Bundesrathe empfohlen wurde) zu den nämlichen Preisen, wie in New-York, nach allen Theilen der Vereinigten Staaten bezogen werden, wodurch dem Einwanderer freies Abholen des Gepäcks vom Schiffe und einzig die Möglichkeit sofortiger Abreise gebietet ist; 10 Procent des Betrages werden hier, das Uebrige in New-York bezahlt.

••••• Diese um nähere Auskunft erbittet man sich franco.

Verlag und Redaktion: G. A. Brodtkauf, Lehrer in der Schönbühl bei Bern.
Druck der Haller'schen Buchdruckerei in Bern.
H. A. Haller.